



Daniel Bergner

Die dunkle Seite der Lust

Vier Fallgeschichten

Aus dem Amerikanischen
von Henriette Zeltner

Knaus

Das Original erschien 2009 unter dem Titel *The Other Side of Desire*
bei HarperCollins Publishers, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der
Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links
ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © HarperCollins Publishers

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Antje Steinhäuser

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0630-3

www.knaus-verlag.de

Inhalt

Einführung 7

I. Das Phantom der Oper 11

II. Das Leuchtfeuer 65

III. Grenzüberschreitung 124

IV. Torso 199

Dank 253

Einführung

Die Menschen, über die ich schreibe, fragen oft: »Was tun Sie eigentlich hier bei mir?« Ich habe die Frage schon im Angola Prison gehört, dem Hochsicherheitsgefängnis von Louisiana, wo ich über das Leben von Männern recherchierte, die ohne Chance auf Begnadigung bis zu ihrem Tod dort eingesperrt sind. Ich hörte sie im westafrikanischen Sierra Leone, wo ich mich mitten im brutalsten Krieg der jüngeren Vergangenheit Missionaren, Söldnern und Kindersoldaten an die Fersen heftete. Ich hörte die Frage, als ich nach den Geschichten von Eros, Obsession, Anarchie und Liebe suchte, die die dunkle Seite der Lust ausmachen.

Vor vier Jahren begab ich mich erstmals in die Welt der Menschen, deren Lebensgeschichten das Rückgrat dieses Buchs bilden. Da gab es einen Mann aus der Werbebranche, der auf den Plakaten, die er entwarf, weiblicher Schönheit in ihrer konventionellsten Form huldigte, sich jedoch erotisch in keinsten Weise zu den Models hingezogen fühlte, die er castete, sondern ausschließlich zu Amputierten. Dann begegnete ich einer Modedesignerin, die zu den seltenen weiblichen Sadistinnen gehört und auf der Suche nach transzendenter Bindung zu denjenigen war, die sie verletzte und versklavte. Ich lernte auch einen Handelsvertreter und treu sorgenden Ehemann kennen, dessen Fetischismus ihm

einerseits Ekstase und andererseits lähmende Erniedrigung brachte. Schließlich beschäftigte mich noch ein Bandleader, der geradezu besessen von seiner jungen Stieftochter war.

Wie kommt es, dass wir spezielle Begierden ausprägen, die uns antreiben? Wie entwickelt sich unsere sexuelle Identität? Was bewirkt, dass wir ein übliches oder aber ein fast unmögliches Verlangen verspüren? Inwieweit werden wir damit geboren, und wie viel lernen und übernehmen wir von all dem, was uns umgibt? Wie sehr können wir uns ändern, und wie viel bleibt unerreichbar in uns verschlossen? Diese Fragen waren von zentraler Bedeutung bei der Annäherung an meine vier Hauptcharaktere – und an eine Reihe von Wissenschaftlern, die sich dem Studium des Eros verschrieben haben. Und dann stellte sich noch die Frage, wie wir mit unserem Verlangen leben. Eine auf Schlaganfallpatienten spezialisierte Logopädin mit Puppengesicht und einem intensiven Blick erzählte mir, wenn ein dominanter Liebhaber ihr das Richtige ins Ohr flüstere, komme sie ohne jegliche Berührung zum Orgasmus. Sie wollte verletzt werden. Gequält wurde sie allerdings von ihrem Verlangen. Sie war orthodoxe Jüdin. Ihre Großeltern waren im Holocaust ermordet worden. Und es gelang ihr nicht, ihre erotischen Vorlieben mit den Grausamkeiten zu vereinbaren, die ihre Familie erlitten hatte. Was tun wir mit uns unerträglichen Wünschen, mit Begierden, die wir oder die Gesellschaft nach Kräften zu drosseln oder zu ersticken versuchen? Dabei spielt es keine Rolle, ob das Verlangen ungewöhnlich oder so normal ist wie die Sehnsucht nach neuen Geliebten, welche aus ansonsten glücklichen Ehen Arrangements machen, die man als ähnlich leidvoll empfindet wie Kerkerhaft. Und wie verhalten sich Physis und Transzendenz zueinander?

Die Körperoberfläche und der Wunsch, die Grenzen unseres Selbsts aufzulösen, zwischen den Kräften der Lust und unserer Sehnsucht nach Liebe?

Manche der Menschen in den folgenden Geschichten fürchteten, von ihrer Umgebung verstoßen zu werden, wenn ihre bislang privaten Neigungen bekannt würden. Daher habe ich zu ihrem Schutz einige Namen und sehr wenige Details, anhand derer man sie hätte identifizieren können, geändert. Meine Antwort auf die von vielen gestellte Frage lautet jedoch stets: Ich bin hier bei Ihnen, an den äußersten Grenzen der Erfahrung, in der Hoffnung, dass Ihre Geschichten die Wahrheiten beleuchten, die wir alle miteinander teilen.

Das Phantom der Oper

Jacob Miller liebte Toronto. In Gedanken war er jeden Tag dort. Er war zwar Amerikaner und lebte in einer schneereichen Stadt in den USA, aber in seinem Büro zu Hause hing eine kanadische Flagge mit den breiten roten Streifen und dem roten Ahornblatt. Und ein Papierausdruck der Flagge war an die Wand zwischen Küche und Esszimmer geklebt. Auch an der Heckscheibe seines Wagens war eine Flagge befestigt, die seine Vorliebe verriet. Wenn er sich im Winter sportlich kleidete, zog er am liebsten eine Jacke an, auf deren Rücken groß und unübersehbar das Blatt genäht war.

Hätte er im Lotto gewonnen, hätte er sich zur Ruhe gesetzt und wäre nach Toronto gezogen. Und hätte er seine eigene Welt erfinden dürfen, wäre der gesamte Planet von dieser Stadt beherrscht gewesen. »Als unser Sohn zur Welt kam, wollte ich ihm gern einen Namen mit T und R am Anfang geben«, erzählte er und musste über sich selbst lachen. »Tristan, Troy, Trice. Den Grund dafür verriet ich meiner Frau nicht. Ich sagte also nicht: ›Weil mich das an Toronto erinnert.‹ Sie erklärte: ›Wir werden ihn nicht Tristan nennen, denn dann würden ihn die anderen Kinder auslachen. Und auch nicht Troy. Und was für ein Name soll Trice denn bitte sein?‹«

Toronto war ein Ort, an dem jeder akzeptiert wurde. Als

er während der Neunziger mit gut zwanzig einmal dort gewesen und über die Yonge Street spaziert war, hatte er jugendliche Punker gesehen, Eltern mit Kinderwagen, Bettler mit Bechern in der Hand, Prostituierte in hautengen Klamotten, händchenhaltende Schwule, alles mischte sich, alle liefen auf den Bürgersteigen aneinander vorüber, tolerierten sich, ja, aber da war noch mehr als das: Sie schienen sich stillschweigend willkommen zu heißen. Er hatte den Bettlern etwas in die Becher geworfen. Toronto, so schien es ihm, war sogar ein Ort für Monster. Eine Stadt für Männer wie ihn.

Jacob besaß ein adrettes Holzhaus nicht weit vom Zentrum der Stadt, in der er aufgewachsen war. Im Wohnzimmer rankten sich Zimmerpflanzen vom Kaminsims. Über dem Grün hing ein Flachbildfernseher an der Wand. Die Möbel waren gemütlich und zugleich stilvoll. Ein kleiner weißer Hund trippelte über den Teppich, während die Asche eines Terrier-Beagle-Mischlings, um den er nach einem Jahrzehnt immer noch trauerte, in einem goldfarbenen Kistchen im Regal stand.

In der Einfahrt spielte er während der schneefreien Monate mit seinem Achtjährigen Basketball. Ben war ein Einzelkind. Dunkelhaarig und zart. Sie warfen auf einen höhenverstellbaren Korb, den Jacob gekauft und so aufgestellt hatte, dass der Junge gut damit zurechtkam. Jacob war selbst nie sehr sportlich gewesen, aber Ben hatte ihm kürzlich beigebracht, wie man mit dem Basketball PIG spielte. (Jeder Fehlwurf bedeutet einen Buchstaben, und wer als Erster drei Fehlwürfe hat, hat verloren.) »Das ist leicht, Pop!«, rief er. »Ganz leicht!« Und so warfen und plauderten sie, plauderten

und warfen. Ben hatte im fünften Monat noch im Mutterleib einen Schlaganfall erlitten und war mit einer zerebralen Bewegungsstörung zur Welt gekommen. In den Wintermonaten übte Jacob mit ihm das Skifahren.

Seit sechzehn Jahren war er mit Bens Mutter verheiratet. Er fand sie wunderschön, als sie sich kennenlernten, und daran hatte sich bis heute nichts geändert. »Männer sagen zu mir: ›Du bist ein Glückspilz.« Sie hatte volles schwarzes Haar, eine olivfarbene, glatte Haut und große dunkle Augen. Sie war zierlich und dennoch sehr weiblich gebaut. Sie stammte aus einer Kleinstadt, und bei ihrer ersten Verabredung hatte er sie in ein Restaurant ausgeführt, das ihr umwerfend erschien. Bei einem Abendessen, das viel teurer war, als sie es gewohnt war, und bei dem er ihr von seinen Erfolgen als Vertreter erzählte, hatte sie ihm von ihrer Arbeit am Ticketschalter einer Fluglinie erzählt. Als Mitarbeiterin durfte sie gratis fliegen, was er wiederum glamourös fand. »Diese hinreißende Frau«, erinnerte er sich, »stellte mich auf einen Sockel, genau wie ich sie.«

Er hielt sie beide nach wie vor für ein wunderbares Paar. »Wir sind sehr häuslich«, sagte er und zählte die Dinge auf, die sie gern gemeinsam taten: auf der Veranda sitzen und Ben beim Radfahren oder Herumkurven mit seinem Elektroscooter zusehen, auf Handwerksausstellungen gehen und für den Südwesten typische Keramik mit dem Motiv einer flötespielenden Figur namens Kokopelli darauf sammeln. Nach sechzehn Jahren riefen sie sich während der Arbeit immer noch drei- oder viermal täglich gegenseitig an.

Jacob hatte sich mindestens zwei erheblichen Hindernissen zum Trotz ein angenehmes, liebevolles Leben eingerichtet. Das eine war seine Lernbehinderung von so hohem

Grad, dass er mit Mitte vierzig kaum besser lesen und rechnen konnte als die meisten Viertklässler. Als Kind hatte er eine dicke Spezialbrille mit verschiedenfarbigen Gläsern bekommen. Dieses clowneske Ding hatte er fast den ganzen Schultag lang tragen müssen.

Doch das Hilfsmittel nützte nichts. Das Einzige, was ihm half, im Unterricht mitzukommen, war, dass Klassenkameraden ihm Texte und Aufgaben auf Tonband aufnahmen. Abends im Bett hörte er sich die Bänder an. Als Jacob Ende dreißig war, diente er dem Chef der Psychiatrischen Klinik an der Johns Hopkins University als Anschauungspatient für seine Studenten. Mit Jacobs Zustimmung setzte der Psychiater ihn in eine Gruppe von sechzig Schulkindern und forderte ihn auf, sich vorzustellen, er habe siebzehn Äpfel, von denen er fünf verschenke – wie viele blieben ihm übrig? Jacob konnte die Frage nicht beantworten. Es gab noch weitere ähnliche Aufgaben, und er las einen kurzen, einfachen Text stockend vor, verstand ihn aber nicht. Nachdem die Studierenden darauf mit kaum verhohlenen Entsetzen reagierten, hielt der Psychiater ihnen einen Vortrag über Bewältigungsstrategien. Denn Jacob kam bestens zurecht und war in seinem Job erfolgreich. Er versorgte seine Kundschaft in einem riesigen Gebiet entlang der Großen Seen tadellos mit den von ihm gehandelten Waren und hatte ein ganzes Team von Juniorvertrieblern unter sich. Gewissenhaft sorgte er dafür, dass seine Buchhaltung nie in Unordnung geriet. Er hätte sein Geschäft inzwischen fast ausschließlich über Telefon und Internet betreiben können, aber weil er sich stets sorgte, dass jemand unzufrieden mit ihm sein könnte, fuhr er jeden Tag stundenlang herum, um persönlich zu erscheinen – ein etwas kleinwüchsiger Mann, von kräftiger Statur,

ordentlich angezogen mit Jackett und Rollkragenpulli oder Krawatte. Er schüttelte Hände und plauderte ein paar Minuten, fragte die Kunden, ob es irgendwelche Beschwerden gebe, und versicherte ihnen, er würde sich um alles kümmern.

Das zweite Hindernis hatte mit Sex zu tun.

Jacob war gemäß dem psychologischen Fachausdruck paraphil. Der Begriff Paraphilie setzt sich aus den griechischen Wörtern für »abseits« (*pará*) und »Liebe« (*phília*) zusammen. Seine Liebe oder sein Verlangen war auf etwas gerichtet, das außerhalb der Normalität lag. Er fühlte sich zu Frauenfüßen hingezogen. Sie waren für ihn wie Brüste, Beine, Po und Genitalien zusammen. Er wollte sie unbedingt berühren, halten, betrachten, lecken, an ihnen saugen, seinen Penis gegen sie pressen, daran reiben. Schließlich sollte die Frau sie so aneinanderlegen, dass die Fußgewölbe eine Art Möse bildeten – damit er sie vögeln konnte.

Ich möchte zwei Dinge im Hinblick auf die Terminologie klarstellen. Erstens würden einige psychiatrische Experten zum Thema Sex – Sexologen, wie man die Nachfolger Kinseys nennt – darauf beharren, dass Jacob kein Paraphiler war, sondern eine Paraphilie hatte. Der Unterschied bezieht sich auf Identität im Gegensatz zu einer Erkrankung. Entweder wurde er durch die Paraphilie definiert oder sie war etwas, das ihn heimsuchte, ihn nicht losließ, ihn diktatorisch unterwarf, aber ihn nicht stärker als Person ausmachte als jeden Patienten mit einer beliebigen Krankheit.

Zweitens hätte Jacob Ausdrücke wie »ficken« oder »Möse« niemals benutzt. Er war ein irgendwie schüchterner und sehr auf Anstand bedachter Mann. Wenn er den Vorgang schon in Worte fassen musste, sagte er »Verkehr«.

Anständig und lüstern zugleich, schämte er sich für sein Verlangen. Eine seltsame und fast vollständige Substitution war da vor sich gegangen, und jetzt, zumindest kam es ihm so vor, war er ganz und gar anders als andere Männer. Gesichter interessierten ihn zwar, und auch die Figur einer Frau war für ihn nicht bedeutungslos. Sprach er von der Schönheit seiner Frau, meinte er das, was andere Männer auch meinten. Doch ohne die Füße gab es kein konkretes Verlangen. Wenn er sich an das erste Date mit seiner Frau erinnerte, vermochte er sich nicht daran zu erinnern, welche Kleider sie getragen hatte, auch wenn alles vom Knöchel aufwärts durchaus attraktiv gewesen sein muss. Woran er sich jedoch ganz genau erinnerte, das waren die vorne offenen Schuhe mit halbhochem Absatz und einem cremefarbenen Lederstreifen oberhalb der Stelle, wo ihre Zehen ansetzten.

Diese erotische Deformation machte ihn in seinen eigenen Augen abscheulich. Er klammerte sich an die Vorstellung von einer Erkrankung, während er in den Strudel der Identitätsfindung stürzte. Trotzdem gab es Psychiater und Psychologen, Kliniker und Wissenschaftler, die ihm eine Gabe attestierten. Sie erklärten mir, was die erlebte Intensität angehe, gebe es keinen Vergleich zwischen der Erfahrung von jemand wie Jacob und denjenigen, die sie »normophil« nannten. Über das schiere Verlangen, den gierigen und exaltierten erotischen Hunger, den nie ganz vollständigen Bewusstseinsverlust (durchschnittliches Verlangen und durchschnittlicher Sex führen so gut wie nie dazu, nicht einmal im Augenblick des Orgasmus, wenn der Verstand benebelt ist und es zu unwillkürlichen Schreien kommen kann), über Kontrollverlust und Selbstvergessenheit hinaus, war

Jacob etwas Außergewöhnliches vergönnt: Jacob hatte die Gabe der Ekstase.

Als Jacob noch ein Kind war und in die zweite Klasse ging, befand sich neben dem Klassenzimmer eine Kammer, in der die Schüler ihre Schneestiefel ausziehen sollten. Manchmal rutschten ihnen dabei auch die Socken von den Füßen. Das ist seine früheste Erinnerung an diese Sehnsucht, die ihm als Kind natürlich nicht seltsam erschien. Die einzige Berührung, die ihm damals gelang, war die eines Jungen, der ihn zum Spielen zu Hause besuchte. An jenem Nachmittag überlegte er fieberhaft, wie er etwas, irgendetwas, hoch hinauf auf seinen Schrank befördern könnte, während sein Freund gerade nicht im Zimmer war. Schließlich warf er einen Ball auf ein Regalbrett und sagte seinem Freund danach, er käme nicht an ihn heran. Der Junge erklärte sich bereit, es zu versuchen. Da bat Jacob ihn, die Schuhe auszuziehen, damit er mit seinen Händen für ihn eine Räuberleiter machen könnte.

Ein paar Jahre lang war er auf Jungenfüße fixiert; ab der Pubertät ging diese Faszination auf Mädchenfüße über.

Seine Eigenart bemerkte Jacob, als er später Bilder nackter Frauen betrachtete, die andere Jungs erregten, während er nichts spürte. Der Rückzug von der Umwelt, die Isolation, die mit den rot-grünen Brillengläsern begonnen hatte, verstärkte sich. Das Haus der Großmutter war immer seine Zuflucht. Wenn ihm die Schultage mit dem albernen Sehgerät unerträglich wurden, sprang er manchmal von seinem Stuhl auf, rannte durchs Klassenzimmer, zum Seiteneingang hinaus und stolperte durch den Schnee der abschüssigen Schulwiese bis zur Straße und von dort weiter den läng-

lichen Hügel hinauf bis zu ihr. Sie war selbst eine seltsame Frau. Eine alte Dame, die einen roten Cadillac fuhr, aber ihr Haus kaum heizte und lieber im Dunkeln saß, um zu sparen. Sie verteidigte ihn vehement und weigerte sich trotz der Bitten seiner Eltern, ihn zurück in die Schule zu schicken.

Später, als er schon ein Teenager war, bestellte sie ihn dauernd zu sich nach Hause, damit er irgendwelche Reparaturen ausführte. So zeigte sie etwa auf einen Sprung im Putz an der Zimmerdecke, wies ihn an, ihre Leiter zu holen, und reichte ihm eine Rolle Klebeband. Er fand sie zwar verrückt, aber er klebte den Riss so, wie sie es wünschte. »Diese Decke hätte niemand so reparieren können wie du!«, rief sie aus. Das Gleiche galt für den Sturmschutz, den er jeden Herbst an den Fenstern anbrachte: »Niemand kann einen Sturmschutz einsetzen wie du!« Und fürs Rasenmähen: »Du bist der Einzige, der diesen Rasen mähen kann!«

Das erste Mädchen, in das er sich verliebte, kam zusammen mit ihrer Großmutter in sein Leben. Er jobbte damals in einem Sportgeschäft, nachdem er das College geschmissen hatte, weil ihn jeder Arbeitsauftrag überforderte. Neben ihrer Großmutter stehend, bat das Mädchen, das Sportschuhmodell Nike Cortez anprobieren zu dürfen. Den gleichen Schuh hatte er an, denn das war sein Lieblingsmodell: niedrig geschnitten, schlicht und schmal, mit einer dünnen, geriffelten Sohle, die an eine lange Reihe winziger Zähne erinnerte. Und sie wollte auch noch die gleiche Farbkombination wie er: weiß mit einem roten Nike-Swoosh. Er war zwar kein Schuhfetischist, aber ihre Wahl erschien ihm wie ein Zeichen. Er war ein romantischer, sentimentaler Typ. Ihrer beider Geschmack in Sachen Schuhe kam ihm vor wie ein Wink des Schicksals.

Er erfuhr auch gleich Größe und Breite ihrer Füße. Große Füße mochte er schon immer. Allein die Worte »Größe acht« oder »Größe neun« zu hören, konnte ihn hart werden lassen. Sie hatte nur sieben Komma fünf, aber dafür einen breiten Fuß. Er setzte sich auf den niedrigen Hocker des Verkäufers und stellte ihre Füße nacheinander auf die schräge Fläche zwischen seinen Beinen. Er schob die Ferse über ihre weißen Sportsocken, zog die Schuhbänder straff und band sie zur Schleife. Sie ging darin herum, erklärte, dass sie passeten, probierte noch andere Modelle, kam aber zu ihrer ersten Wahl zurück, dann trödelte sie plaudernd noch ein wenig herum, bis sie sich entschuldigte: »Ich weiß, dass du weiterarbeiten musst.« Ihr blasses, hübsches, schüchternes Gesicht verhieß ihm Zärtlichkeit und Mitgefühl. Er versicherte ihr, überhaupt nicht in Eile zu sein, und im weiteren Verlauf ihrer Unterhaltung erwähnte sie, dass sie bei ihrer Großmutter lebe.

»Ich wohne auch bei meiner Großmutter.« Erst kürzlich war er in das kalte, aber trotzdem tröstliche Haus gezogen.

»Nicht dein Ernst!«

»Doch, doch! Das ist die Wahrheit!« Aber als sie schließlich mit den Turnschuhen den Laden verließ, war er sich sicher, sie – ihr Name war Sara – nie wiederzusehen.

Er erinnerte sich: »Ihre Großmutter und sie waren wie an der Hüfte zusammengewachsen. Genau wie meine Großmutter und ich. Ihre Großmutter war klein und zierlich, genau wie meine. Und sie war extrem sparsam, auch wie meine.«

Diese Details waren ihm jedoch noch nicht bekannt, als er sie eine Woche später erneut im Laden entdeckte, wiederum in Begleitung der alten Dame. »Du bist wieder da.«

»Ich bin gekommen, um dich zu treffen.«

Da wandte er sich sofort an die Großmutter, bat um die Telefonnummer und platzte gleich mit einer Einladung heraus, indem er vorschlug, die beiden zum Abendessen auszuführen. Stattdessen luden sie ihn zu sich nach Hause ein. Sein erstes Date mit Sara – sie war damals fünfzehn, er einundzwanzig – war also genau genommen eine Art Dreier. Die Großmutter kochte Fleisch und Kartoffelbrei, während er mit der Enkelin auf der Veranda saß, sie barfuß. »Schnabeltierfüße«, sagte er, »du hast Schnabeltierfüße.« Und sie lachten und kicherten beide. Ihre Zehen bildeten eine perfekte Treppe, denn vom großen bis zum kleinen Zeh war jeder ein wenig kleiner als der nächste.

Als die Großmutter sie zum Essen rief, raste er durch die Flure seines Verstands, schaute in jeden Winkel, auf der Suche nach etwas, das ihn von seinem Verlangen ablenken oder es verringern konnte. Die Stimme der alten Frau hatte sich wie ein flüchtiges Auge, das seine Perversion zu durchschauen drohte, in seinen Kopf gebohrt. Doch er fand keinerlei Ablenkung. Sein Kopf war leer bis auf diese eine Sache, der er so gern entgehen wollte.

Am Tisch gelang es ihm trotzdem zu funktionieren, und als er hinterher mit Sara fernsah, legte sie ihre Füße auf einen Hocker. In ihren Zehen, Gelenken, Fußgewölben und Fersen konzentrierte sich die ganze Macht, die all die geläufigeren erotischen Körperteile auf die meisten Männer ausüben. Die Treppe ihrer Zehen war sein Ideal, und die Schnabeltierbreite machte sie zu seiner Version eines Bikinimodels. So nahm er zögernd nacheinander ihre Füße in die Hand und begann sie zu massieren – zart und liebevoll –, während sie vorgab, sich auf das Programm zu konzentrieren.

Jacob war Jude, und als er seiner Großmutter von seiner Liebe erzählte, fragte sie nach der Religion des Mädchens. Die Antwort war nicht die gewünschte. Doch schon bald liebte die Großmutter, die Hunde eigentlich nicht ausstehen konnte und in ihrer Umgebung nicht duldete, den Mischling – ein Terrier-Beagle-Mix, dessen Asche jetzt auf Jacobs Kaminsims steht –, den er und Sara bei einem Bummel durch die Mall im Käfig einer Tierhandlung entdeckt hatten. Damals war er bereits in eine eigene Wohnung gezogen. Eines Morgens hatte die Großmutter ihn angerufen und verlangt, dass er sofort vorbeikomme. Sie hatte eine Maus gesehen und war nach eigenem Bekunden zu Tode erschrocken. »Bring den *Hunt* mit!«, befahl sie und benutzte dabei den jiddischen Ausdruck.

»Er heißt Max«, sagte Jacob.

»Bring einfach den *Hunt* mit!«

Das tat er, die Maus verschwand, und von da an wünschte sie, dass der Hund dauernd zu Besuch kam, und hielt Jacob und Sara für Helden, weil sie ihn besaßen. »Keiner kann Mäuse so abschrecken wie dieser *Hunt*!«

Saras Großmutter war dankbar für die Stabilität, die Jacob bot. Saras Freunde von der Highschool waren ihr viel zu wild. Ihre Großmutter wollte nur sicher wissen, dass er sich wie ein Gentleman benehmen würde und die beiden im Fernsehzimmer nach den von ihr zubereiteten Mahlzeiten nichts Unerlaubtes taten. Er gab ihr sein Wort und hielt es auch drei Jahre lang. Seine Hände und Finger, Lippen und Zunge wanderten von ihren Füßen zu den Brüsten und wieder zurück, wobei die Reise nach oben nur sein Verlangen, nach unten zu gelangen, kaschieren sollte. Ihre Jungfräulichkeit zu bewahren war für ihn kein Problem. Er

Daniel Bergner



Vier Fallgeschichten

KNAUS

Daniel Bergner

Die dunkle Seite der Lust

Vier Fallgeschichten

Paperback, Klappenbroschur, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8135-0630-3

Knaus

Erscheinungstermin: März 2015

„Diese verstörenden Geschichten hallen lange nach.“ Lori Gottlieb, New York Times Book Review

Wenn Lust Grenzen überschreitet - Daniel Bergner stellt in vier Fallgeschichten Menschen vor, die mit extremen Begierden leben und lieben. Erzählerisch packend, zwischen Oliver Sacks und Ferdinand von Schirach, leuchtet „Die dunkle Seite der Lust“ Abgründe aus, die sich in jedem von uns auftun könnten.